Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(17. Fortsetzung.)

„Natürlich, wann wäre denn ich nicht schuld gewesen, wenn dir etwas nicht nach Wunsch ging? Uebrigens kannst du dich in diesem Fall beruhigen: Senta wird niemals in St. Oswald verkümmern. Sie wird genau denselben Weg einschlagen, den du gegangen bist, und genau dieselbe glänzende Rolle als Weltdame spielen"—

„Nein, Papa," unterbrach ihn Senta mit fliegendem Atem. „Nie! Nie! Ich liebe Lauterbach und"—

„Dann hättest du dir mehr Mühe geben müssen, den Mann zu fesseln," fiel Westendorf kalt ein. „Jetzt ist es zu spät. Eine andere war rascher und — klüger im Zugreifen!"

„Eine . . . andere? Papa?! O Papa, du scherzest!" stammelte Senta, leichenblaß werdend.

Westendorf biß die Zähne zusammen.

„O nein. Mir ist heute nicht zum — Scherzen. Aber ich glaube nicht, daß Lauterbachs Liebe für dich besonders tief sitzen kann, nach dem, was ich vor einer Stunde sah."

„Und was . . . was hast du . . . gesehen, Papa?"

„Wie er mir Gertrud Schenker einfach fortnahm von der Klinik, um sie zu seiner Mutter zu bringen. Als ich ihn fragte, mit welchem Recht er so handle, antwortete er einfach: „Das geht Sie nichts an. Sie steht fortan unter meinem Schutz."

„Nein, nein!" schrie Senta aufspringend. „Das hat er nicht gesagt — er — dir!"

„Ich gebe dir mein Wort darauf."

Tödliche Stille folgte diesen Worten. Die Hofrätin blickte stumm in ihren Schoß. Sie ahnte instinktiv, daß diese Handlung Lauterbachs nur die Folge einer anderen gewesen war, die . . . Aber, was ging sie das an? Die Hauptsache blieb: er verlor dadurch Senta.

Sentas Blick irrte verzweifelt umher. Aber ihr Vater gab ja sein Wort!

Plötzlich stand sie auf und entfernte sich, ohne eine weitere Frage zu tun.

Es mußte sich ja aufklären. So wie Papa es darstellte, konnte es unmöglich sein. Und sie besaß ja ein Recht, Ernst zu fragen! Sie wollte ihm schreiben, sogleich — morgen war ohnehin die Frist um — er würde nicht lügen . . . wenn . . . wenn er Gertrud wirklich mehr liebte — —

Aber nein, nein. Es konnte ja nicht sein! Sie braucht nur an jenen Morgen am Anzengruber-Denkmal zu denken, dann war sie seiner ganz sicher.

* * *

Frau Lauterbach strahlte. Es gab also doch noch Wunder auf Erden! Oder war das etwas kleines, daß ihr Junge seit acht Tagen wieder hell und froh in die Welt blickte, und daß er ihr gestern selbst das liebe Mädchen zugeführt hatte, daß sie sich so sehr als Tochter wünschte?

Noch sahen sie ja nicht gerade aus wie Verliebte, aber das kam schon noch. Die Hauptsache war: Gertrud hatte ihren Posten aufgegeben. Das konnte man sich — da weder sie noch Ernst Gründe dafür angegeben hatte — doch nur auf eine Weise deuten.

Inzwischen schmiedete die alte Frau allerlei schöne Pläne für die Zukunft. Gertrud wollte mit ihrer Schwester ins Gebirge und dort den Sommer über bleiben, da sie ja nun völlig frei war. Sie war heute schon ins Waldviertel gefahren, um etwas Passendes zu suchen.

Im Herbst sollte Emma Schenker nach St. Oswald übersiedeln, wo sie eine Arbeitsschule zu gründen beabsichtigte. Dies war immer ihre Sehnsucht gewesen in den Jahren ihrer Hilflosigkeit: Kinder um sich zu haben und schöne Handarbeiten anfertigen zu dürfen!

Nun die Operation gelungen war, konnte dieser bescheidene Traum sich erfüllen und Gertrud in jeder Hinsicht über die Zukunft der Schwester beruhigt sein. Sie selbst beabsichtigte, im Herbst sich wieder im Rudolfinerhaus, wo sie ihre Ausbildung genossen hatte, zur Pflege zu melden.

Dabei konnte sie wohl nicht so viel verdienen wie auf Westendorfs Klinik, der ihr eine leitende Stellung über seine sämtlichen Pflegerinnen eingeräumt hatte, aber dafür brauchte sie ja fortan für Emma keine Pension mehr zu bezahlen.

Frau Lauterbach kicherte vergnügt in sich hinein, während sie Gemüse für den Mittagtisch zurichtete.

Ach, Gertrud würde ja doch nicht ins Rudolfinerhaus kommen! Sie wollte sie vor Schluß des Sommers mit Emma nach St. Oswald einladen, und dann würde man sie schon nicht mehr fortlassen aus dem lieben Haus mit den grünen Läden und den Rosen ringsum

Und was für eine prächtige Doktorsfrau würde sie abgeben mit ihrer trefflichen technischen Schulung und ihrer selbstlosen Begeisterung für alles, was hilfsbedürftig und leidend war!

Da klingelte es draußen, und Frau Lauterbach eilte hinaus. Es war der Briefbote. Er brachte einen einzigen Brief für Doktor Lauterbach. Aber als die alte Frau einen Blick auf denselben warf, erblaßte sie, und ihre Züge wurden finster.

Sie kannte die zierliche, feine Schrift. Dieses kühn und schwungvoll, gleichsam wie mit Liebe zärtlich hingeschriebene „Ernst Lauterbach."

Früher hatte er sehr oft solche Briefchen bekommen. Seit einigen Monaten war Ruhe gewesen.

Was wollte sie nun wieder? Ihn neuerdings beunruhigen? Das alte Spiel, das doch zu nichts führen konnte, wieder beginnen? Hatte sie denn keine Scham im Leibe, daß sie sich und ihre Liebe dem Manne immer wieder aufdrängen wollte?

Der Brief war dick. Viele Bogen mußten darin liegen. Wenn Ernst ihn las, dann würde seine frohe Laune gleich wieder dahin, alle Pläne in Frage gestellt sein. Er würde wieder blind für Gertrud werden und nur die andere sehen in sehnsüchtigem Verlangen.

Die Züge der alten Frau wurden hart. Nein, er war zu gut für die Launen dieser Prinzessin. Er sollte nicht unglücklich werden durch sie. Er brauchte das Geschreibsel gar nicht zu lesen, dann war alles gut.

Sie trat an den Herd, schob den Suppentopf etwas zur Seite und warf den Brief entschlossen in die Flammen.

Nicht eine Spur von Reue empfand sie danach. Das konnte gewiß keine Sünde sein, wenn eine Mutter ihres Sohnes Unglück vor Augen sah und es abwendete! Sünde wäre es gewesen, die Hände dabei lässig im Schoß zu halten, wo eine einzige Bewegung genügte, sein Schicksal zu Glück und Frieden zu lenken.

Und es war ihr wie ein Beifallszeichen von oben, als Ernst zum Mittag mit froher Miene heimkehrte und ihr seine Ernennung zum Gemeindearzt in St. Oswald mitteilte.

Gerade heute! Wo jener Brief einlangte, der eben darum von doppelt schwerwiegenden Folgen hätte sein können, denn nun hatte er ja Amt und Stellung und konnte eine Frau ernähren . . .

Gleich nach dieser ersten Mitteilung fragte er hastig und gespannt, ob kein Brief für ihn gekommen sei.

Mit ruhiger, fester Stimme verneinte die Mutter. Sie sah wohl, daß er bleich wurde, aber sie dachte: „Besser jetzt eine kleine Enttäuschung, ein kurzer, vorübergehender Schmerz, als ein ganzes, langes verpatztes Leben!"

* * *

Die Operation, welche Lauterbach an Emma Schenker ausgeführt, war die erste ihrer Art, und bisher hatte noch niemand gewagt, sie auszuführen.

Auf allen chirurgischen Abteilungen sprach man mit aufrichtiger Bewunderung von dem jungen Arzt, der ebenso genial als gewissenhaft arbeite.

Professor Herwecker konnte sich nicht enthalten, ihm persönlich zu gratulieren und ihm die eben frei gewordene Stelle eines Primarius auf seiner Klinik anzubieten.

Denn auch das sprach sich herum, daß zwischen Hofrat Westendorf und Lauterbach ein tiefes Zerwürfnis herrsche. Sie grüßten einander kaum. Westendorf war der einzige, der kein Wort über die auf seiner Klinik gemachte Operation verlor und Emma Schenker am liebsten von derselben entfernt hätte, wenn es gegangen wäre. Aber sie zahlte ein Zimmer erster Klasse — Gertrud hatte dies gewünscht und deshalb einen Teil ihres kleinen Erbes flüssig gemacht — so mußte man sie wohl behalten.

Einige meinten, es sei Brotneid von Westendorf. Er fürchte das aufsteigende Gestirn neben sich, das eines Tages seinen Ruhm verdunkeln werde.

Andere erklärten dies für Unsinn, denn Doktor Lauterbach beabsichtige weder die akademische Laufbahn einzuschlagen noch überhaupt in Wien Karriere zu machen. Er habe sich um einen Posten in seiner Heimat beworben, den er auch erhielt und schon in wenigen Tagen antreten werde.

Das Zerwürfnis mit Westendorf sei rein privater Natur und hänge mit einer unerwiderten Liebe der einzigen Tochter Westendorfs zusammen.

Lauterbach ahnte nicht einmal, wieviel man sich mit ihm beschäftigte. Er hatte Emma Schenker seinem Kollegen Marberg übergeben, in dessen Händen er sie wohl geborgen wußte, sich dann von Westendorf und seinen Kollegen verabschiedet und rüstete nun zur Abreise nach St. Oswald, die morgen erfolgen sollte.

Inzwischen quälte ihn heimlich eine fieberhafte Unruhe. Die acht Tage waren vorüber. Warum schwieg Senta? Reute es sie doch, das kleine Los, das er ihr bieten konnte, auf sich zu nehmen? Hatten die Eltern sie beeinflußt? Liebte sie ihn nicht so tief, als es damals den Anschein gehabt hatte?

Er selbst konnte natürlich nicht den kleinsten Schritt ihr entgegen tun. Wie hatte er es je verantworten können, sie zur Aufgabe der glänzenden Lebensstellung zu bestimmen — wenn diese ihr vielleicht doch zu ihrem Glück notwendig erschien?

Und sie schwieg! War Schweigen, wie die Dinge zwischen ihnen lagen, nicht auch — eine Antwort? Eine sehr beredete sogar?

Dasselbe dachte Senta. Auch sie wartete in fieberhafter Spannung, die fast an Verzweiflung grenzte. Warum antwortete er nicht auf ihren Brief?

Von Sandruch wußte sie, daß Ernsts Tätigkeit auf der Klinik bereits abgeschlossen, daß er morgen abreisen wolle. . . .

Fast drei Tage lang war sie nicht ausgegangen, nur um seine Antwort — oder ihn selbst, denn sie hoffte anfangs, daß er vielleicht trotz des Zerwürfnis mit ihrem Vater selbst kommen werde, schließlich mußte er sich, wenn er ihr Mann würde, ja doch mit Papa versöhnen — nicht zu versäumen.

Jetzt, am Nachmittag dieses letzten Tages, packte sie plötzlich die Angst, ihr Brief könne am Ende verloren gegangen sein. Warum mußte sie ihn auch mit der Post schicken, anstatt durch einen besonderen Boten!

Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Als es vier Uhr schlug, kleidete sie sich an und fuhr nach Hernals hinaus. Sie mußte Gewißheit haben.

Frau Lauterbachs erste Empfindung, als sie auf Sentas Klingeln ahnungslos öffnen kam und die Gehaßte vor sich sah, war: „Gottlob, daß weder Ernst noch Gertrud daheim sind!"

Sehr steif erwiderte sie Sentas Gruß.

„Meinen Sohn? Es tut mir leid", erwiderte sie auf Senats zaghafte Frage, „sie sind beide ausgegangen, um Einkäufe zu besorgen, Ernst und mein liebes Vizelöchterchen Gertrud. Sie wissen vermutlich, daß Gertrud nun bei uns wohnt?"

„Ja", murmelte Senta mit blassen Lippen und blieb unschlüssig stehen, als wollte sie Ernsts Heimkehr am liebsten abwarten.

Aber das war nicht nach Frau Lauterbachs Geschmack. Mitleidlos blickte sie auf die elegant gekleidete Gestalt des jungen Mädchens. Und jedes einzelne Stück der kostbaren Toilette, die trotzdem durch ihre feine Zusammenstellung einfach wirkte, rechnete die alte Frau ihr im stillen als Verbrechen an.

„Das wäre eine Frau für — St. Oswald!" dachte sie höhnisch. „Handschuhe, wo das Paar acht Kronen kostet und ein Kleiderstoff, echt englisch, der sicher nicht unter zehn bis zwölf Kronen zu haben ist per Meter."

Sie dachte weiter an jenen Abend bei Westen' .fs, wo sie sich so klein und armselig in ihrem „Schwarzseidenen" vor Senta gefühlt und immer verlegen geworden war.

„Ah" — empfand sie triumphierend — „und heute ist sie verlegen und fühlt sich klein vor mir!"

Laut sagte sie: „Sie müssen schon entschuldigen, Fräulein, daß ich Sie nicht einmal ins Zimmer bitten kann. Aber dort steht alles drunter und drüber voll Koffer, da wir doch morgen früh abreisen wollen."

Senta verbeugte sich leicht.

„Ja — ich weiß. Ich wollte auch nur etwas fragen. . . vor einigen Tagen schrieb ich an Ihren Herrn Sohn. . . vielleicht wissen Sie, gnädige Frau, ob der Brief angekommen ist?"

„Ja. Er ist angekommen!"

Eine minutenlange Pause entstand. Senta war erbärmlich weiß geworden und hielt sich kaum auf den Beinen.

Er hatte den Brief also bekommen und — schwieg darauf!

Einen Augenblick war ihr, als müsse sie laut aufschreien, aber da begegnete sie dem kalten Blick der alten Frau, der voll abweisender Strenge auf ihr ruhte, und hörte deren Stimme sagen: „Ich möchte Ihnen übrigens raten, Fräulein, nicht mehr an meinen Sohn zu schreiben. Es hat, wie Sie sehen, wirklich keinen Zweck."

Diese mitleidlose Grausamkeit von seiten einer Frau, die sie stets als ein Muster feiner, gütiger Weiblichkeit betrachtet hatte, brachte Senta zu sich.

(Fortsetzung folgt.)

— Schlechte Angewohnheit. „Was macht denn der junge Künstler, der bei Ihnen wohnt, Frau Wippel? Früher war er doch so unsolide, spielte und trank — hat er sich das abgewöhnt?"

„I bewahre! Das einzige, was er sich abgewöhnt hat, das ist das ... Mietezahlen!"

Das Gespenst.

Humoreske von Willy Stoll.

Hoch oben im weißen Sand, von magerem graugrünen Dünengras umweht, und mit schwarzer Teerpappe benagelt, steht schief, wie ein altes Kirchhofskreuz, die Fischerhütte. In ihr bewahrten die Männer des nahen Fischerdorfes, ehemalige oder beurlaubte Seeleute, ihre Fischereigeräte auf und suchen Schutz bei drohendem Unwetter.

Von dort oben sieht man des weiten Meeres Wogen in wechselvollem Farbenspiel heranrollen. Rückwärts blickend gewahrt man das Dorf mit seinem Kirchlein und seinen winzigen Häuschen. Zwischen Düne und Wogenschwall verläuft der Strand in schaumgezeichneter Wellenlinie, die sich nach beiden Seiten hin in blaue Unendlichkeit zu verlieren scheint.

Eines Abends, während der Mond hinter schweren Wolkenballen spazieren ging und nur hin und wieder auf kurze Zeit zum Vorschein kam, lag die Hütte schwarz und geduckt, wie ein Gespenst in fahler Dämmerung. Die Strandkiefern, in jahrelangem Kampf vom Seewind landwärts zu Boden gedrückt und zu wunderlichen Formen verwachsen, hockten lauernden Unholden gleich am Wege, der vom Dorf an den Strand führte. Diesen Weg kamen zwei halbwüchsige Burschen mit langen Schritten heraufgestampft.

„Du Hans," fragte Bernhard Pütt seinen Kameraden, indem er sich verschmitzt lächelnd nach allen Seiten umsah, „weißt Du auch richtig, wo die Buddel mit Rum steht?"

„Versteht sich!" erwiderte Hans Klüter selbstbewußt. „Hinten links in der Ecke steht sie. Und wenn wir sie leer haben, machen wir Seewasser rein und stellen sie wieder hin, wo sie gestanden hat. Und dann legen wir uns achter (hinter) die Dünen und passen auf, wie sie schimpfen, aber kriegen lassen dürfen wir uns nicht."

Bernhard Pütt duckte sich unter eins der kleinen Hüttenfenster. Hans Klüter stieg auf den Nacken des Freundes, öffnete das Fenster, indem er durch eine zerbrochene Scheibe faßte und kletterte behutsam in die Hütte. Ob er mit den Füßen den Boden berührt hatte, wußte er später selbst nicht genau. Jedenfalls kam er wie ein Hecht zum Fenster herausgeschossen, überschlug sich am Boden, raffte sich wieder auf und rannte, von Bernhard Pütt gefolgt, wie besessen den Weg nach dem Dorf hinunter.

Vom Dorf her kam in Wasserstiefeln und Oelzeug ein Trupp Männer, welche die Nacht über fischen wollten. Ihnen folgte der Fuhrmann Sandstein mit seinem Hundekarren, in dem der zu erwartende Fang am frühesten Morgen nach der Stadt gebracht werden sollte. Hans Klüter lief auf die Fischer zu und stieß atemlos hervor: „In der Hütte ist etwas nicht richtig!"

„Nu kuck bloß mal einer an," sagte Gust' Stagbohm, ein alter befahrener Seemann. „Hat sich doch der Bengel lingelang die Büx angerissen! Jung', wo fühst Du aus, un was red'st Du für Zeug?"

„Da hoben späukt dat!" erklärte Hans Klüter mit Grausen.

„Jung', was is bloß mit Dich los," murmelte Stagbohm kopfschüttelnd, ging zur Hütte hinauf und schloß die Tür auf. Als er Licht machen wollte, schlug ihm jemand mit einer merkwürdig weichen Hand die Streichholzschachtel aus der seinen, und ein höllisches Gelächter, das schier unmenschlich klang, und dem alten Seebären durch Mark und Bein ging, ließ ihn schleunigst Kehrt machen und die Tür krachend ins Schloß werfen. Dabei flog der Schlüssel, der in einem sogenannten Schnappschloß in der Tür gesteckt hatte, im Bogen ins hohe Gras, so daß man vorerst nur noch durch die kleinen Fenster in die Hütte hätte hineinsehen können, wenn es nicht drinnen gar zu dunkel und unheimlich gewesen wäre.

Die Männer umringten Gust' Stagbohm: „Was ist denn los? — Wer ist denn da drin?"

„Der Deubel, orre siene Großmudder!" gab Stagbohm unwirsch zurück.

Wer von den Männern Zündhölzer bei sich hatte, begann nach dem Schlüssel zu suchen. Einer von ihnen ging von der Seite her an das zerbrochene Fenster und lugte vorsichtig hinein.

„Hest Du diene Schulden schon bezahlt?" krächzte es drinnen. Der Mann am Fenster, der häufig im Wirtshaus ankreiden ließ und auch sonst als säumiger Zahler bekannt war, wich betroffen zurück. Was wußte der da drinnen von seinen Schulden? — Sollte das gar jemand aus dem Dorf sein? Doch da ertönte wieder das höllische Gelächter von vorhin, das alles andere als menschlich klang. Das war ein Geist und war auch wiederum keiner, denn ein richtiger Geist ist ein höheres Wesen und spricht nur hochdeutsch.

Unten am Seeschlag entlang ging der Zollaufseher Deichert, um die Grenze zu bewachen. — Gott sei Dank! — Ein Mensch in Uniform mit einem Gewehr bewaffnet.

Hans Klüter lief ihm entgegen: „Herr Deichert, Sie müssen schießen!"

„Auf was denn?"

„Auf die Hütte!"

„Weshalb denn?"

„Da binnen spukt's!"

Der Aufseher nahm eine militärische Haltung an und erwiderte barsch: „Ich befinde mich im Dienst, damit keine Schiffe stranden, aber nicht, um auf Gespenster zu schießen!" Damit ging er zur Hütte hinauf und sagte: „'N Abend die Herren! Bitte, öffnen Sie die Tür!"

Der Mann, der seine Schulden noch nicht bezahlt hatte und zufällig wußte, daß es bei dem Beamten gleichfalls damit haperte, trat auf diesen zu und sprach: „Ach, entschuldigen Sie, Herr Aufseher, der Schlüssel ist vorhin beis Zuschmeißen von die Tür im Grase geflogen. Aber kucken Sie man erst mal hier durch'm Fenster. Sie können sich ja erst mal 'n bißchen was mit ihm vertellen. Er weiß alles!"

Deichert trat an das Fenster und rief in die Hütte hinein: „Im Namen der Gesetzes! — Wer hier drin ist, der melde sich!"

„Schapskopp!" kam es von drinnen heraus.

„Ich werde Sie wegen Beamtenbeleidigung anzeigen. Kommen Sie heraus, oder ich schieße!" schrie Deichert zornig.

Keine Antwort. —

Fuhrmann Sandstein löste seine Hunde aus den Sielen und hetzte sie auf die Hütte. Die Tiere krochen winselnd unter ihren Wagen.

Der Aufseher schob eine Patrone in sein Gewehr und feuerte einen Schrotschuß auf die See hinaus. Das unheimliche Wesen in der Hütte ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern pfiff ein bekanntes Seemannslied.

„Wir wollen ihn ausräuchern," schlug einer der Männer vor. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Zwischen die Zweige eines großen Kiefernastes klemmte man Reisig und Dünengras, zündete das Ganze an und hielt es von der Windseite her vor ein zu diesem Zweck eingestoßenes Hüttenfenster. Das halbzerbrochene Fenster befand sich auf der anderen Seite, so daß der Rauch quer durch die Hütte strich und diese allmählich füllte.

Die Wirkung war unheimlich. Der Hüttengeist kreischte und schrie dermaßen, daß es den alten Teerjacken kalt über den Rücken lief und Sandsteins Hunde mit wahnsinnigem Geheul ins Dorf hinunterrasten.

Es mochte um die elfte Stunde sein, als Nachtwächter Dustermann durch das Dorf ging und an jeder Straßenecke allen Einwohnern kund und zu wissen tat, daß jemand für sie wachte. Als der Wächter des Zollaufsehers Schuß hörte, blieb er einen Augenblick horchend stehen, torkelte weiter, weil kein weiteres Geräusch folgte. An der nächsten Straßenecke bemerkte er sodann den Feuerschein vom Strande her, und als gleich darauf Sandsteins Hunde ihn winselnd umsprangen, setzte Dustermann sein Horn an den Mund und blies Feueralarm.

In wenigen Minuten waren die dunklen Straßen des nächtlich stillen Dorfes von verschlafenen Schattengestalten bevölkert. Banges Fragen hin und her: „Wo ist das Feuer? — Was ist passiert? — Dustermann, wo brennt es?"

Dustermann streckte seinen Arm nach dem Feuerschein aus und stotterte erregt: „Die O-Ostsee brennt!"

„Die Fischerhütt' brennt—Schnell nachs Sprüttenhus!" rief jemand. Die männlichen Dorfbewohner eilten nach dem Spritzenhaus, zogen die halbverrostete Feuerspritze hervor und würgten sie durch den knöcheltiefen Mahlsand des Strandweges. Kurz bevor die freiwillige Dorf-Feuerwehr bei der Hütte anlangte, rauschte der Spuk zum Fenster hinaus.

„Dunnerlüchting, wat weer denn dat?"

„Dat 's Friedrich Brummstengel seinen griesen Papagei, den hei sich aus Afrika mitbröcht heft. Der is ihm ja gestern weggeflogen," rief Gust Stagbohm. „So, nu könn 'n wir denn woll anfangen zu fischen!"

— Auch ein Vorzug. A. (in der Gesellschaft): „Daß Sie die Tochter des Hauses immer auffordern, gerade dieses Lied zu singen! Ich finde dasselbe einfach gräßlich."

B.: „Ich auch, aber es hat nur eine Strophe!"

— Vorspiegelung falscher Tatsachen. Junger Ehemann: „Wie, Du kannst nicht nähen, nicht stopfen, nicht stricken? ... Mir ist doch so, als ob ich Dich früher schon mehrere Male mit einer Handarbeit gesehen hätte!"

Frau (kleinlaut): „Ja, das war bei dem Heiratsvermittler ... das wurde aber nur markiert!"

Morganatische Ehen.

Im Hause Hohenzollern gerade keine Seltenheit.

Die Verlobung des Prinzen Oskar mit der mecklenburgischen Gräfin Ina v. Bassewitz stellt den ersten Fall dar, daß sich ein deutscher Kaisersohn zur Eingehung einer morganatischen Verbindung entschließt. Von männlichen Mitgliedern des Hohenzollernhauses sind solche morganatischen Ehen dennoch häufiger geschlossen worden, als man gemeinhin anzunehmen geneigt sein möchte. Zwar die befreundeten Dynastien der Habsburger und der Romanows überbieten in dieser Beziehung die Hohenzollern bei weitem, aber die Liste der morganatischen Verbindungen von Hohenzollernsprossen mit Damen, die nach Hausgesetz und Fürstenrecht als unebenbürtig zu gelten hatten, ist doch ganz stattlich. König Friedrich Wilhelm II. war, wie bekannt, sogar zweimal morganatisch getraut worden, das erste Mal 1789 mit Julie v. Voß, die dann den Titel einer Gräfin Ingenheim erhielt, und deren Nachkommen im Mannesstamme noch heute leben. Die zweite morganatische Verbindung dieses Königs mit einer Adligen erfolgte 1794. Es war die Gräfin Dönhoff, der der König den Namen einer Gräfin Brandenburg verlieh. Aus dieser Verbindung gingen der bekannte, 1850 verstorbene reußische Ministerpräsident Friedrich Wilhelm, Graf von Brandenburg und die Gräfin Julie, die spätere Gemahlin des Herzogs von Anhalt-Köthen, hervor. Die nächste morganatische Ehe eines Hohenzollern entfällt dann auf den Prinzen August von Preußen, einen Bruder Friedrich Wilhelms III. Auch er ging zwei Mal eine unebenbürtige Ehe ein. Das erste Mal mit der Tochter Friederike des reußischen Regierungsrats Wichmann, die den Namen einer Frau v. Waldenburg erhielt, das zweite Mal mit Marie Arndt, der der Titel einer Frau v. Prillwitz zuteil wurde.

Sehr bekannt ist die morganatische Verbindung des genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen mit dem einfachen Bürgerkinde Henriette Fromm. Zwei Kinder entsprossen dieser Ehe: Ludwig und Blanka, die 1810 von Friedrich Wilhelm III. unter dem Namen „v. Wildenbruch" geadelt wurden. Es ist übrigens heute noch nicht ganz klargestellt, ob die Verbindung Louis Ferdinands mit der schönen Henriette Fromm standesamtlich vollzogen war. Ernst v. Wildenbruch war also ein Enkel des Helden von Salfeld, worauf er Zeit seines Lebens nicht wenig stolz war.

Damit ist die Reihe morganatischer Hohenzollern aber noch nicht erschöpft. Der Vetter Kaiser Wilhelms I., Prinz Adalbert von Preußen, der sich als Oberstkommandierender der preußischen Marine einen Namen gemacht hat, vermählte sich mit Therese Elßler. Sie erhielt den Namen einer Frau v. Barnim und schenkte dem Prinzen im Jahre 1841 einen Sohn, den 1860 in Egypten verstorbenen Freiherrn Adalbert v. Barnim. König Friedrich Wilhelm III. hat sich bekanntlich mit der Gräfin Auguste v. Harrach, die er zur Fürstin von Liegnitz erhob, im Jahre 1824 morganatisch vermählt. Diese Ehe blieb kinderlos, die Fürstin Liegnitz starb 1873 in Homburg. Prinz Albrecht von Preußen, dessen Ehe mit der Prinzessin Marianne der Niederlande wieder geschieden wurde, ließ sich 1853 Rosalie v. Rauch unter dem Namen einer Gräfin von Hohenau zur linken Hand antrauen. Auch der letzte Fürst von Hohenzollern-Hechingen, Friedrich Wilhelm, heiratete nicht ebenbürtig. Seine Gattin wurde im Jahre 1850 Amalie Freiin Schenck v. Geyern, der vom preußischen König der Name einer Gräfin Rothenburg verliehen wurde. Wie man sieht, kann also Prinz Oskar, der fünfte Sohn des Kaiserpaares, bereits auf eine ganz stattliche Reihe Vorbilder aus dem eigenen Hause sich berufen.

— Ein Knicker. „Hat der Vater Ihrer Braut Ihnen endlich das Jawort gegeben?"

„„Ach, dieser alte Geizkragen dreht erst jede Tochter zehnmal herum, bevor er sie hergibt."

— Nicht zu verblüffen. „Herr Wirt, dieses Ei kommt mir doch recht spanisch vor!"

„Aeh, ich sehe, der Herr ist ein Kenner; ja, ich habe nur echte Spanier im Stall."

— Ein Held. „Na, ich sage Ihnen, dem Herrn hab ich's aber gegeben, das kann ich Ihnen sagen. Und wenn er auch zweimal so groß und zweimal so stark ist wie ich, das hat mich nicht gehindert, ihm meine Meinung schlankweg ins Gesicht zu sagen. Namen habe ich ihm gegeben, die kein Wörterbuch verzeichnet. Und nicht gemuckst hat er, der Feigling."

„Er versuchte nicht, Sie zu mißhandeln?"

„Was? Mich mißhandeln? Nein, mein Lieber, das wagt er nicht. Als er nur den geringsten Versuch machte, mir zu antworten, da, ja da — hing ich einfach den Hörer ab und ließ ihn stehen..."

Unsere Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 15c

Gesellschaftskleid für junge Mädchen. No. 7836.

Der elegante „französische" Eindruck dieses reizenden Modells, das ein entzückendes Gesellschafts- oder Graduationskleid für unsere jungen Mädchen giebt, wird durch den Stufenrock und die gekreuzten Vordertheile der Bluse hervorgebracht. Trotz des komplizierten Aussehens ist die Herstellung einfach, da der Grundrock ein grader zweibahniger Rock ist. Für Gesellschaftskleider giebt man dem Kleid Spitzenschmuck in Gestalt schöner Volants. Sehr geeignet zur Herstellung sind die neuen Bordürenstoffe mit ihren jugendlich, bunten Kanten. Bei einfachen Waschstoffen sind einfache Steppreihen der beste Abschluß und als Gürtel Lackleder, während für bessere Toiletten Seidengürtel den Taillenschluß zieren. Gebraucht werden für ein 18jähriges Mädchen 6½ Yard Material bei 36zoll. Breite. Das Muster ist in 8 Größen, 16—17 und 18 vorräthig.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Eine fahrbare Zahnklinik.

Wie fast jede größere deutsche Stadt, so hat auch Dortmund in Westfalen schon seit längerer Zeit eine Schulzahnklinik. Da diese Klinik allen Volksschulkindern zur Verfügung steht, so sind natürlich bei der Verteilung der Schulen über die ganze Stadt für die meisten Schulkinder weite Wege mit der Benutzung der Klinik verbunden, auch ist damit in den meisten Fällen eine mehr oder weniger lange Wartezeit mit in Kauf zu nehmen. Diese Uebelstände führten im Laufe der Zeit zu mancherlei Unzuträglichkeiten. Um ihnen zu begegnen, kam man schließlich auf den guten Gedanken, eine fahrbare Zahnklinik zu bauen. Diese besteht aus einem geräumigen, 22 Fuß langen und 8 Fuß breiten Wagen, der in seinem Aeußern an die bekannten Wohnwagen der Artisten erinnert. Sein Licht empfängt der Wagen durch große, an den Stirnseiten angebrachte Milchglasfenster und durch die Oberlichter. Die Helligkeit wird noch gesteigert durch einen weißen Anstrich des Wageninnern. Unter der Ausstattung des Wagens findet man mehrere Operationsstühle, einen Instrumentenschrank, einen Kleiderschrank usw. Die Kraftquelle für die elektrisch betriebenen Bohrmaschinen liefert eine Akkumulatorenbatterie; die Kosten des Wagens belaufen sich auf rund 2000 Mark. Mit dieser fahrbaren Zahnklinik werden die einzelnen Schulen besucht, so daß eine zweckmäßige Abwickelung der Zahnbehandlung ohne Lauf- und Wartezeit ermöglicht ist